

Peter Anselm Riedl: Das Museum der Zukunft

Peter Anselm Riedl, Jahrgang 1930, studierte Kunstgeschichte u. a. bei Paatz in Heidelberg. Nach seiner Promotion Assistent am Kunsthistorischen Institut in Florenz und an der Kunsthalle Hamburg, bis 1969 Privatdozent in Marburg, seit 1969 Professor für neuere und neueste Kunstgeschichte in Heidelberg.

Es hilft nichts: das Museum ist, gleich vielen anderen traditionsgeheiligten Institutionen, in den Strudel der Anfechtung geraten. Als angebliche Bastion bürgerlichen Bildungsdünkels und unreflektierter Geschichts- und Schönheitsgläubigkeit sieht es sich heftigsten Angriffen der Progressiven ausgesetzt. Allenthalben formieren sich die Reihen der Verteidiger und der Reformwilligen. Doch scheint die Situation zu verworren, um raschen und eindeutigen Lösungen eine Chance zu geben.

Von einem, der jahrelang dazugehörte, jetzt aber die Szene von außen verfolgt, mag man sorgsame Analyse und maßvollen Ratschlag erwarten. Da er sich indessen zu solchem Dienst nicht berufen fühlt, sei ihm die Beschränkung auf einige Reflexionen und Thesen erlaubt.

I

Die jähe ›Verunsicherung‹ herkömmlicher Positionen ist zum Teil Ergebnis einer momentanen politischen Konstellation. Pauschalwertungen dürfen nicht einfach Pauschalveränderungen provozieren. Man mag auf dem Standpunkt stehen, Museen seien prinzipiell überflüssig, da sozial irrelevant. Sofern man diese sektiererische Extremmeinung nicht verfißt, wird man, was die Beurteilung der Lage und die Planung und Durchführung der nötigen Reformen angeht, zu sorgfältiger Differenzierung bereit sein müssen. Ein Heimatmuseum in ländlicher Gegend oder eine bescheidene Kleinstadtsammlung werden schon wegen der gegebenen finanziellen und personellen Voraussetzungen nicht zu Experimentierstätten der Avantgarde umgedeutet werden können – was keineswegs heißt, daß man diesen Häusern eine Dornröschenexistenz zugestehen möchte! Aber auch bei mittleren und größeren Museen ist ein potentieller Strukturwandel nur durch die energische Verbesserung vieler äußerer Bedingungen zu erreichen. In dieser Beziehung unterscheidet sich die Lage der Museen nicht von jener der Schulen und Universitäten.

Die letzten Bemerkungen implizieren einen Erziehungsauftrag des Museums und eine entsprechende Honorierung dieses Auftrags durch die zuständigen politischen Instanzen.

zen. Das Museum hat – im Rahmen der jeweils vorhandenen Möglichkeiten – den Zugang zu den künstlerischen Manifestationen der Vergangenheit und der Gegenwart zu eröffnen. Mehr noch, es hat durch wirkungsvolle Werbung und Unterweisung Interessen zu wecken und zu bilden. Nicht im affirmativen Sinn durch Übermitteln statischer Wertsysteme, vielmehr durch Konfrontation mit möglichst vielen und gegensätzlichen Phänomenen der Kunst und durch Ermunterung zu kritischer Auseinandersetzung. In einem Staate, der die musische Ausbildung an den Schulen sträflich vernachlässigt, haben die Museen entsprechende Subsidiarfunktionen wahrzunehmen. Was in einigen wenigen Großstädten bereits erfolgreich praktiziert wird, ist mit Unterstützung der Behörden überall zu institutionalisieren: die regelmäßige Unterrichtung aller Schüler (und Abendschüler!) durch für diese besondere Aufgabe gerüstete Wissenschaftler der Museen. Das Kirchgangssurrogat Sonntagmorgenführung müßte seine Rolle als Hauptkommunikationsmöglichkeit mit Kunst und Kunstfachleuten an alltäglichere Veranstaltungen abtreten. Im übrigen hätte der pädagogisch geschulte Kunsthistoriker des Museums für die Wahrung eines gewissen Lehrstandards bei den Schulkunsterziehern zu sorgen. Daß die Universitäten und pädagogischen Akademien ihr Teil zu der Ausbildung fähiger Kräfte für beide Lager – Museum und Schule – beizutragen hätten, versteht sich; zunächst bedürfte die Staatsexamensordnung einiger kräftiger Korrekturen.

Die Behauptung, Bund, Länder und Gemeinden hätten in der Nachkriegsära gegenüber den Museen versagt, wäre ungerecht; nicht wenige deutsche Sammlungen haben die alten Positionen wiedergewonnen, festigen und darüber hinaus aufsehenerregende neue ausbauen können. Aber wie in vielen anderen kulturellen Bereichen hat man im Hochgefühl der finanziellen Leistungsfähigkeit die pädagogische Elementararbeit vernachlässigt. Gelingt es nicht, die Versäumnisse einigermaßen wettzumachen, wird sich der vielzitierte Prozeß der Entfremdung zwischen Gesellschaft und Kunst unaufhaltsam weiterravellieren.

II

Selbstverständlich darf die zeitgemäße Erfüllung des Erziehungsauftrags die traditionellen wissenschaftlichen Aufgaben des Museums nicht verdecken: das Sammeln, Ordnen, Pflegen, Präsentieren und Publizieren.

Museen, denen durch Vorenthaltung finanzieller Mittel die Chance zur angemessenen Erweiterung ihrer Bestände genommen wird, sind zur Selbstmumifizierung und damit auf die Dauer zur Effektivlosigkeit verurteilt. Wichtig ist allerdings die Angemessenheit. Die Ergänzung der Alten Pinakothek durch einen fulminanten Frans Hals war keine aberwitzige Tat, sondern ein – wenn auch kostspieliger und darum mutiger – Akt der Vernunft. Die Neueinrichtung einer Abteilung neuerer Kunst in einem Museum, das bislang nur Hort spätgotischer Altäre war, kann den peinlichen Eindruck falschen Ehrgeizes beschwören. Jeder erfahrene Kunsthistoriker wird die rechten Proportionen zu

wahren wissen, aber ob er die übergeordneten Behörden und Kuratorien immer auf seiner Seite haben wird, ist mehr als fraglich. Hier gilt es, durch unermüdlige Appelle Fehlhaltungen abzubauen. Nur durch solche Aufklärung läßt sich auch die verhängnisvolle Überlastung des wissenschaftlichen Personals mit Verwaltungsarbeit reduzieren. Grundsätzlich müßte jedes Museum in den Stand gesetzt werden, seine Bestände in extenso kritisch zu erfassen und zu veröffentlichen. Die Kataloge müßten so weit subventioniert werden, daß sie sich jeder Besucher – neben gleichzeitig verfügbaren populären Führern – leisten kann; zumindest sollten Leihexemplare für die Dauer des Museumsbesuches gegen Pfand zur Verfügung stehen.

III

Was die Präsentation des ständigen Besitzes angeht, wird man in vielen Fällen die traditionelle Haltung überdenken müssen. Ohne hier Rezepte für eine bestimmte Darbietungsform entwickeln zu wollen (generelle Lösungen werden ohnehin nicht zu finden sein), sei doch der Wunsch nach einem neuen Prinzip der Selektion und Demonstration vorgetragen. Die finsternen Depots sollten verschwinden, alle Stücke in hellen, klimatisierten Räumen mit fahrbaren Hängewänden und übersichtlichen Regalen zugänglich gemacht werden. Und zwar nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den interessierten Laien. Das wäre aber nur eine (mancherorts sogar schon erreichte) Station auf dem Weg zu einer Neuschichtung des Bestandes. Am Ende müßte jedes Museum gewissermaßen eine Zellteilung durchgemacht und zugleich alle tote Substanz abgeworfen haben. Ein Trakt – der durchaus der räumlich kleinere kein könnte – bliebe den künstlerisch und historisch bedeutendsten Stücken vorbehalten, ein zweiter nähme die restlichen Bestände auf. Ein Höchstmaß an Mobilität und Konvertibilität müßte gewährleistet sein. Versetzbare Trennwände, Vitrinen und Sockel könnten die Anpassung an wechselnde Ausstellungsansprüche und -techniken garantieren, Oberlicht mit Tageslichtröhrenbestückung die Unabhängigkeit von natürlichen Beleuchtungsverhältnissen. Man leite von solchen Gedanken nicht die Aufforderung zu hektischer Betriebsamkeit und ständigem Umorganisieren ab! Nicht die Rotation des Museumsgutes von einer Abteilung zur anderen, von einem Raum zum nächsten, kann das Ziel der angeregten Einrichtungen sein, vielmehr die Herstellung einer grundsätzlichen Wandlungsfähigkeit. Wechsellausstellungen im engeren Sinne sollten in den hier gemeinten Räumen ohnedies nur in Ausnahmefällen stattfinden; denn die temporäre Verdrängung des hauseigenen Gutes durch wandernde Exponate gehört zu den weniger erfreulichen Erscheinungen modernen Ausstellungswesens. Entscheidend ist die Eröffnung der Möglichkeit, neuerworbene oder aus anderen Abteilungen überführte Stücke ohne große Schwierigkeiten dem Fundus eingliedern oder den Bestand aus besonderem Anlaß umgruppieren zu können.

Vielleicht sollte man diese Freizügigkeit häufiger als üblich durch eine noch weiter reichende ergänzen, nämlich die, unter bestimmten Voraussetzungen Einzelstücke oder

ganze Teile der Sammlung veräußern und aus dem Erlös andere Werke erwerben zu dürfen. Gewiß bezeugen Sonderfälle die mit solcher Freiheit verbundenen Gefahren; aber warum sollte der Hauptträger der Anschaffungsrisiken nicht auch mit entsprechenden Verkaufsrisiken belastet werden? Einsamen Entscheidungen wäre freilich vorzubeugen, wie denn das Kollegialprinzip überhaupt den Museumsbereich erobern müßte. Notfalls wäre das Urteil neutraler auswärtiger Experten einzuholen.

IV

Für Sonder- und Wanderausstellungen müßten jedem Museum, auch dem kleinsten, speziell ausgestattete und keiner anderen Nutzung unterworfenen Räume zur Verfügung stehen. Ein Beauftragter (der unter Umständen mit dem Hauspädagogen identisch sein könnte) hätte für Einrichtung und Betreuung der Ausstellungen zu sorgen. Rivalitäten mit Kunstvereinen oder Galerien wären durch ein Höchstmaß an Zusammenarbeit in Grenzen zu halten. Gewiß, der Ausstellungsboom der letzten Jahre hat viel Unruhe in die Museen getragen und die früher kaum relevante Transport- und Klima- wechselgefahr zu einer ständigen Bedrohung für die Exponate werden lassen. Institutionelle Sicherung der Ausstellungstätigkeit innerhalb der Museen und sinnvolle überregionale Planung könnten manchem Übel abhelfen. Wahr ist jedenfalls, daß nur ganz wenige Häuser auf die Attraktionssteigerung durch Sonderausstellungen verzichten können – ein Faktum, dem selbstverständlich budgetär Rechnung getragen werden muß.

Im übrigen sollten auch kleine Museen Vortrags- bzw. Diskussionsräume mit modernen Projektionsanlagen besitzen.

V

Ohne das Museum zum Resonanzboden für Dauerhappenings umfunktionieren zu wollen, sei hier die Aufforderung zu größtmöglicher Experimentierfreude ausgesprochen.

Dem Gegenwartskünstler muß das Museum als Quelle der Anregung und kritischen Förderung wie als Stätte der Konfrontation mit dem Publikum bedeutsam sein. Das Museum hat sich dieser (teilweise vom Auftraggeber alter Art übernommenen) Bezugsfunktion würdig zu zeigen und dem Künstler entsprechende Chancen zu bieten. Die Großzügigkeit dürfte vor Multimediaveranstaltungen ebensowenig haltmachen wie vor Diskussionen über die Situation von Kunst und Künstler in der Industriegesellschaft. Weder historische noch aktuelle Bereiche dürfen Tabuisierungen verfallen. Um das Interesse der politischen Parteien und anderer Verbände wäre intensiv zu werben – nicht, um Kunst und Museum ideologischer Manipulation auszuliefern, sondern um den besonderen Freiheitsraum des Künstlerischen breiterem Bewußtsein zu erschließen.

VI

Daß der Wissenschaftlerstab der Museen in vielen Fällen den genannten Ansprüchen angepaßt werden müßte, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Unabdingbar erscheint mir, wie gesagt, die Einrichtung besonderer Assistenzen für Kunstgeschichtspädagogen (wobei diese Stellen nicht mit den üblichen Public-Relation-Posten verwechselt werden dürfen). Außerordentlich wichtig wäre die reichliche Ausstattung, auch kleinerer Museen, mit Volontariaten, deren Nutznießer nicht nur Promovierte sein sollten; Studenten in mittleren Semestern und Doktoranden müßten Gelegenheit erhalten, sich früh genug mit den Anforderungen und Eigenarten ihres späteren Berufes auseinanderzusetzen. Führungen sollte man nach Möglichkeit nicht elektroakustischen Hilfsmitteln überlassen.

Im übrigen wäre dafür zu sorgen, daß alle am Museum tätigen Kunsthistoriker über ihre hausgebundene Tätigkeit hinaus den Kontakt zur Wissenschaft zu pflegen vermögen; ein jährlicher Forschungs- und Fortbildungsurlaub von mindestens drei Wochen Dauer müßte die Regel werden.

VII

Das bisher Dargelegte leidet an den jeder Globalliste eigenen Schwächen: Manche der formulierten Postulate werden an einigen Museen bereits verwirklicht, andere wegen der besonderen Struktur des Hauses oder wegen bestimmter äußerer Bedingungen schlechterdings unerfüllbar sein. Entscheidend ist, daß allerorten Optimallösungen angestrebt und die Finanzierungsträger zu entsprechenden Leistungen angespornt werden. Und das setzt freilich den Glauben an die gesellschaftliche Zukunftsrolle der Museen voraus. Weshalb diesen vorwiegend pragmatisch orientierten Bemerkungen einige grundsätzliche Überlegungen anzuschließen wären.

Das Museum ist – man sagt es uns oft genug – weithin mit Negativvorstellungen einer besonderen Kategorie besetzt; Tempelhaftigkeit, Weltfremdheit, innere Erstarrung, das sind geläufige Schlagworte aus dem gegnerischen Repertoire. Sofern sich das Museum dem Dienst an der Vergangenheit verschreibe, verfehle es den Auftrag der Gegenwart; doch auch indem es sich der Kunst der Gegenwart öffne, fungiere es als Instrument der Affirmation. Den Laien zwingt es in die Rolle des Machtlosen, der zwischen demütiger Anerkennung eines ihm letztlich unverständlichen Wertsystems und enttäuschter Kapitulation wählen dürfe. Oder es wiege ihn in der gefährlichen Fiktion, an Werten teilzuhaben, die in Wirklichkeit dem analytischen Zugriff nur bedingt erreichbar seien und folglich eine Art Opiumeffekt üben.

Solche Unterstellungen lassen sich nicht einfach dadurch entkräften, daß man sie als böswillige Verleumdungen abtut. Offenkundig manifestieren sich in ihnen ein Unbehagen und eine Hilflosigkeit, die ihre eigenen historischen Wurzeln haben. Nur der konsequente Abbau der durch Ausbildungsmängel erzeugten Vorurteile, nur geduldiges

Herauführen an Grundfragen des Geschichtlichen und Gestalterischen, nur der Verzicht auf elitäre Überheblichkeit und unangemessene Esoterik können, im Verein mit entschlossener Abwehr aller sachfremden Implikationen, die Position des Museums sichern. Eine einseitig utilitaristisch ausgerichtete und auf technische Fakten fixierte Gesellschaft würde die Institution des Museums allenfalls als lästige Verzierung dulden, wahrscheinlich aber irgendwann verabschieden. Es gilt daher, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der modernen Pädagogik und Psychologie schon im Kind die Freude am Umgang mit Form und Farbe und an schöpferischer Selbstentfaltung zu aktivieren und von der Basis solch positiver, aus natürlichen Voraussetzungen resultierender Beziehung die Bereiche der historischen und aktuellen Kunst zu erschließen. Das gewaltige Rezeptionspotential der künftigen Freizeitgesellschaft sollte auch dem Museum außerordentliche Chancen bieten – sofern die Weichen heute richtig gestellt werden. An der schwierigen Arbeit des Weichenstellens allerdings kann das Museum nur als Helfer partizipieren; Schulen, Universitäten, Massenkommunikationsmittel und, nicht zuletzt, die politischen Instanzen haben entscheidend mitzuwirken.

Man hat in Deutschland – spät genug – einzusehen begonnen, daß Wohlstand nicht einfach geistigen Fortschritt als eine Art Gratisseffekt erzeugt. Der jetzt eingeleitete Prozeß der Bewältigung des ›Bildungsnotstands‹ darf nicht in eine eingleisige Förderung der ohnedies bevorzugten technisch-naturwissenschaftlichen Kräfte münden. Vielmehr müssen gegen die durch Industrialisierung und Rationalisierung drohende Umweltverödung rechtzeitig wirksame Waffen geschmiedet werden. Daß dem Museum in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle zufallen muß, ist nachdrücklich zu fordern und durch die nötigen Reformen zu sichern. Das Museum der Zukunft sollte, ohne seiner traditionellen Aufgabe des Bewahrens und Erforschens untreu zu werden, idealiter als Vermittlungszentrum der Gegenwartskunst fungieren und, kritisch gegenüber allen Dogmen, einen Erziehungsauftrag im angedeuteten Sinn übernehmen.